

PETER ERNST

Germanistische Sprach- wissenschaft

Eine Einführung in die synchrone
Sprachwissenschaft des Deutschen

2. Auflage

UTB basics

facultas.wuv



Peter Ernst ist Professor am
Institut für Germanistik der Universität Wien.

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	7
1 Grundlagen: Der Mensch und seine Sprache	11
1.1 Das Wesen der Sprache	12
1.2 Funktionen von Sprache	31
1.3 Erscheinungsformen von Sprache	41
1.4 Beschreibungsmöglichkeiten von Sprache	48
2 Grammatik: Systemlinguistik	59
2.1 Phonetik und Phonologie	61
2.2 Morphologie und Wortbildung	102
2.3 Syntax	122
2.4 Textgrammatik	171
3 Semantik: Sprache und Welt	187
3.1 Das sprachliche Zeichen	188
3.2 Wortsemantik	197
3.3 Satzsemantik	211
3.4 Textsemantik	218
4 Pragmatik: Sprache als Handeln	229
4.1 Das sprachliche Erfassen der Welt	231
4.2 Sprechakttheorie	241
4.3 Konversationsanalyse und Textpragmatik	252
4.4 Soziolinguistik	271
Anhang	
Lösungen zu den Übungen	285
Literatur	293
Abkürzungsverzeichnis	294
Abbildungsverzeichnis	295
Stichwortverzeichnis	296

Bibliografische Information Der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://d-nb.de> abrufbar.

2. Auflage 2011
© 2004 Facultas Verlags- und Buchhandels AG
facultas.wuv, Berggasse 5, 1090 Wien, Österreich
Alle Rechte vorbehalten

Gestaltung: Atelier Reichert, Stuttgart
Satz: grafzyx.com
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany

ISBN 978-3-8252-2541-4

Grundlagen: Der Mensch und seine Sprache

1

From the moment I could talk I was ordered to listen
Cat Stevens, 'Father and Son'

Inhalt

- Das Wesen der Sprache
- Haben auch Tiere eine Sprache?
- Wie viele Sprachen gibt es auf der Welt?
- Wie kommt der Mensch zur Sprache?
- Der Ursprung der Sprache
- Grausame Experimente mit Kindern
- Kognitive Linguistik
- Spracherwerbsphasen beim Kind

-
- Funktionen von Sprache
 - Kommunikationsmodelle
 - Das Organonmodell
 - Axiomatik der Sprachwissenschaft
 - Kognitive Linguistik

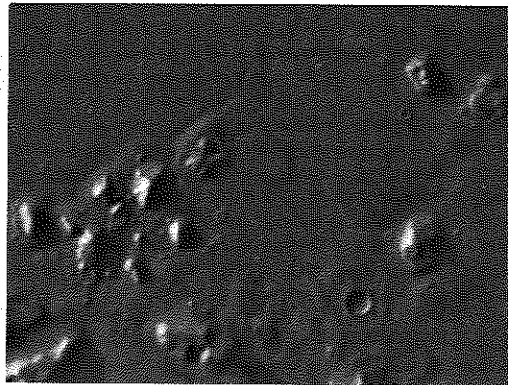
-
- Erscheinungsformen von Sprache
 - Norm
 - Was versteht man unter der „deutschen Sprache“?
 - Dialektologie

-
- Beschreibungsmöglichkeiten von Sprache
 - Zur Terminologie
 - Der Strukturalismus
 - Schreiben und Schrift

1.1 | Das Wesen der Sprache

Als die Viking-Sonden der NASA 1976 und 1977 den Mars umrundeten, sandten sie etwa 300.000 Bilder von der Planetenoberfläche zur Erde. Darunter befanden sich auch einige Aufnahmen der Cydonia-Region auf der Nordhalbkugel des Mars, die beträchtliche Verwirrung auslösten: Glaubte man doch, in den Gesteins- und Sandformationen nicht nur pyramidenförmige Gebilde in einer stadtähnlichen Anordnung, sondern sogar ein menschliches Gesicht mit leicht geöffnetem Mund zu erkennen.

Abb 1 | Das „Marsgesicht“ (rechts oben) und die „City“ (Mitte links)



In den folgenden Jahren entbrannte ein heftiger Streit unter ausgebildeten und selbst ernannten Fachleuten, ob diese Strukturen tatsächlich existierten oder nur eine optische, durch besonderen Lichteinfall erzeugte Täuschung auf den leider unscharfen Fotografien wären. Wenn die Gebilde tatsächlich existieren, erhebt sich als Nächstes die Frage, ob sie natürlichen oder künstlichen Ursprungs sind, also ob eine außerirdische Intelligenz sie geschaffen haben könnte, etwa als Botschaft an die Menschheit. Für alle Positionen finden sich Befürworter und Gegner.

In gewissem Sinn stehen wir, wenn wir uns mit der menschlichen Sprache beschäftigen, vor denselben Problemen, die sich beim Betrachten des so genannten „Marsgesichts“ ergeben. Das führt zu drei grundlegenden Fragen:

1. Hat die menschliche Sprache eine von Natur aus vorgegebene Struktur?

2. Wenn es diese Struktur tatsächlich gibt: Worin hat sie ihren Ursprung?
3. Wie können wir diese Struktur wissenschaftlich beschreiben?

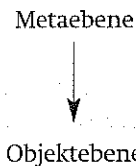
Im Gegensatz zum Marsgesicht, das für die meisten Astronomen nur ein exotisches Detail darstellt und das in astronomischen Abhandlungen, die sich als seriös verstehen, gar nicht erwähnt wird, sind unsere Fragen über die Natur der menschlichen Sprache aber grundlegend für unsere Wissenschaft, die Linguistik.

Die Frage, ob eine Einzelsprache wie das Deutsche eine Struktur aufweist, mag auf den ersten Blick lächerlich erscheinen. In der Regel ist man, auch wenn man sich nicht mit Sprachwissenschaft beschäftigt hat, sofort bereit, diese Frage mit einem klaren „Ja“ zu beantworten. Wenn man dann allerdings weiterfragt, wie denn diese Struktur aussieht, kommt man sehr bald ins Stocken. So werden jeweils Verfechter der Traditionellen Grammatik, der Valenzgrammatik und der Generativen Grammatik die Frage, ob Sprache eine „Struktur“ habe, im Grunde bejahen. Allerdings werden sie diese Struktur jeweils grundsätzlich anders beschreiben, sodass man mit Berechtigung fragen kann, ob diese Struktur objektiv „in der Natur“ besteht oder von den Grammatikern nur in die Sprache hineininterpretiert wird – mit anderen Worten: ob man in der Sprache nur jene Strukturen sehen *kann*, die man auch sehen *will*.

Man kann die gesamte Sprachwissenschaft als Suche nach den in der Sprache vermuteten Strukturen auffassen. Am Anfang der sprachwissenschaftlichen Neuorientierung zu Beginn des 19. Jahrhunderts – alles, was davor an Sprachwissenschaft betrieben wurde, ist heute nur mehr von forschungsgeschichtlichem Interesse – steht die Erkenntnis, dass die meisten Sprachen in Europa und sehr viele, räumlich weit entfernte asiatische Sprachen (etwa das Altindische und das Altpersische) vergleichbare Strukturen aufweisen. Damals kannte man allerdings das Wort *Struktur* in diesem Sinn noch nicht und bezeichnete die strukturelle Übereinstimmung zwischen Sprachen als *Verwandtschaft*. Man stellte sich Sprachen so miteinander „verwandt“ vor wie Menschen. Heute unterscheidet man bei der **Sprachverwandtschaft** zwischen **typologischer** und **genealogischer Sprachvergleichung**.

Haben auch Tiere eine Sprache?

Immer wieder werden die Kommunikationssysteme der Tiere als „Sprachen“ bezeichnet und mit der menschlichen Sprache qualitativ gleichgesetzt. Oft sieht man zwischen menschlichen Sprachen und **Tiersprachen** nur einen graduellen Unterschied, aber keinen prinzipiellen. Besonders Zoologen wollen damit die besondere kognitive Leistung der Tiere, etwa von Schimpansen und Delphinen, hervorheben und reden unverhohlen von Tiersprachen. Obwohl die Verständigungssysteme von Tieren erstaunlich komplex sein können (man denke etwa an die berühmte „Bienensprache“); muss von Seiten der Linguistik dennoch darauf beharrt werden, dass einzig und allein der Mensch über **Sprache** im Sinn der menschlichen Sprache verfügt, d. h. dass zwischen „Tiersprachen“ und der menschlichen Sprache ein prinzipieller Unterschied besteht und nicht nur ein gradueller. Man kann dafür eine Reihe von Beweisen erbringen. Der bekannteste und überzeugendste darunter ist jener, dass nur der Mensch *mit seiner Sprache über seine Sprache* kommunizieren kann. Der Mensch kann etwa sagen: *Das Haus ist groß*, und er macht damit eine *objektsprachliche* Äußerung. Er kann aber auch sagen *„Haus“ ist ein Substantiv* und damit eine metasprachliche Äußerung über das sprachliche Zeichen ‚Haus‘ machen. Die Metaebene stellt man sich „über“ der Objektebene vor. Selbstverständlich kann man sich dann auch eine Metametaebene *„Haus ist ein Substantiv“ ist ein Aussagesatz* vorstellen usw.:



Bisher konnte noch nie bewiesen werden, dass auch Tiere über eine metasprachliche Ebene verfügen. Ein Schimpanse kann zwar Kärtchen für sprachliche Zeichen verwenden (etwa ein Kärtchen mit der Abbildung einer Banane) und er kann auch *relativ* gut die menschliche Gebärdensprache erlernen, aber er kann seine Sprache niemals selbst beschreiben, also auf die Metaebene gelangen:

So kann er nicht aus einem Häufchen von Karten alle mit Abbildungen von „femininen Substantiven“ (wie *Banane*) heraussuchen. Darüber hinaus gibt es noch weitere Beweise, dass Tiersprachen strukturell anders sind als die menschliche Sprache; so kann man Lautäußerungen von Tieren etwa nicht segmentieren, also ein *wau* (oder wie man das Bellen eines Hundes empfindet) nicht in */w/ + /au/* wie *Haus* in */h/+|au|/+s/*, vgl. Kap. 2.1. Ebenso wenig kann man eine eindeutige Zuordnung von Ausdrücken und Inhalten treffen wie *wau* = ‚Haus‘, *wuff* = ‚Briefträger‘ etc.

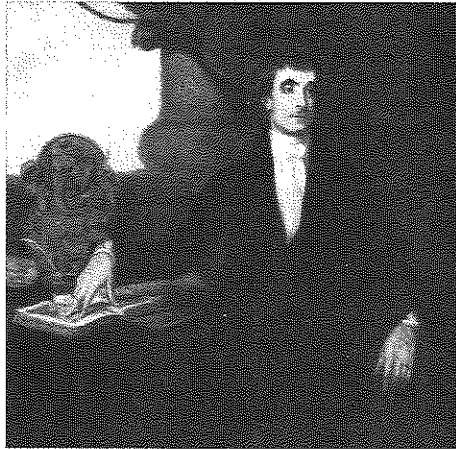
Daraus folgt auch, dass Tiere ihre „Sprachen“ niemals bewusst und gezielt verändern können, wie es der Mensch kann. Der berühmteste Versuch mit einem Schimpansen – der in Anspielung auf den berühmten Linguisten NOAM CHOMSKY „Nim Chimpsky“ genannt worden war – wurde nach vier Jahren und dem Verbrauch von mehreren Millionen Dollar aus Mangel an grundlegenden wissenschaftlichen Erkenntnissen abgebrochen.

Derzeit ist der Forschungsgegenstand der Linguistik also *ausschließlich* die menschliche Sprache, und für einen Linguisten ist es verpönt, von „Tiersprachen“ (bestenfalls unter Anführungszeichen) zu sprechen. Damit ist aber nicht gesagt, dass das immer so bleiben muss: Gegen Ende des 19. Jahrhunderts lag für die Medizin die Beschäftigung mit Träumen jenseits aller Vorstellungen. Es ist auch nicht bewiesen, dass es nicht noch irgendwo auf der Welt, etwa in unerforschten Amazonasregionen, eine Tierart geben könnte, die über Metasprache verfügt – auch wenn dies äußerst unwahrscheinlich ist.

Bisher haben wir mit dem Begriff *Struktur* stillschweigend vorausgesetzt, dass eine Sprache *Regelmäßigkeiten* oder *wiederkehrende Muster* aufweist. Normalerweise werden diese beiden Begriffe gleichgesetzt. Die Pyramiden und das Gesicht auf der Marsoberfläche stellen schlechte Beispiele für Strukturen dar, weil sie insgesamt relativ einfach sind (vor allem die geometrische Form einer Pyramide). Die menschliche Sprache ist aber weit komplexer.

Neuorientierung in der Linguistik

Abb 2 | William Jones (1746–1794)



1816 veröffentlichte FRANZ BOPP (1791–1867), erst fünfundzwanzig-jährig, sein Werk „Über das Konjugationssystem der Sanskritsprache in Vergleichung mit jenem der griechischen, lateinischen, persischen und germanischen Sprache“. Darin wird zum ersten Mal in wissenschaftlich exakter Methode und anhand ausführlicher und systematischer Vergleiche die Verwandtschaft verschiedener indogermanischer Sprachen bewiesen. Und 1819 erschien der erste Band der „Deutschen Grammatik“ von JACOB GRIMM, die einen ähnlichen Beweis unter den germanischen Sprachen erbrachte. (Es handelt sich um eine historische Grammatik und keine Gegenwartsgrammatik im Sinn einer Duden-Grammatik.) Bereits 1814 hatte der Däne RASMUS KRISTIAN RASK (1787–1832) seine von der Dänischen Akademie preisgekrönte Arbeit „Untersuchung über den Ursprung der alten nordischen oder isländischen Sprache“ geschrieben. Allerdings wurde seine Arbeit erst 1818 veröffentlicht und war außerdem in Dänisch verfasst, was ihrer Verbreitung im Weg stand.

1785 hatte der britische Kolonialbeamte Sir WILLIAM JONES, seit 1783 Oberrichter in Indien, in einem Vortrag vor der Asiatic Society in Kalkutta (veröffentlicht 1786 in der neugegründeten Zeitschrift „Asiatick Researches“ [sic!]) die Verwandtschaft der alten

europäischen Sprachen wie Griechisch, Latein und Gotisch mit dem altindischen Sanskrit festgestellt und in visionärer Weitsicht vermutet, dass allen diesen Sprachen eine heute nicht mehr existente „Ursprache“ zu Grunde liegen könnte. Noch Jahrzehnte später (etwa bei FRIEDRICH SCHLEGEL, 1772–1829) ist die falsche Ansicht zu finden, das Sanskrit selbst sei diese Ursprungssprache.



Wilhelm Grimm (1786–1859) und Jacob Grimm (1785–1863)

Abb 3

Wir können uns eine Art von Struktur im Wortschatz am Beispiel der Tierbezeichnungen ansehen:

Tierklasse	männlich ausgewachsen	weiblich ausgewachsen	jung
Rind	Stier, Bulle	Kuh	Kalb
Pferd	Hengst	Stute	Füllen, Fohlen
Schwein	Eber	Sau	Ferkel
Gans	Gänserich, Ganter	Gans	Küken, Gänschen?
Ente	Erpel, Enterich	Ente	(Enten-)Küken
Huhn	Hahn	Henne	Küken
Ziege	(Ziegen-)Bock	Ziege, Geiß	Zickel, Zicklein
Schaf	Widder, Bock	Schaf (alt: Aue)	Lamm
Katze	Kater	Katze	Kätzchen
Hund	Rüde	Hündin	Welpen

Die Frage, die man sich nun stellen kann, ist folgende: Es existieren männliche ausgewachsene Rinder, weibliche ausgewachsene Rinder, männliche junge Rinder und weibliche junge Rinder. Diese „Ordnung“ ist von der Natur vorgegeben. Findet sie sich aber auch in der menschlichen Sprache wieder? Offenbar nicht: Zum einen wird bei den Jungen nicht zwischen männlich und weiblich unterschieden. Zum anderen scheinen die Bezeichnungen selbst keiner „inneren Ordnung“ zu folgen: Die weibliche *Katze* heißt ebenso wie die Gattungsbezeichnung selbst (ebenso bei *Schaf*, *Ente*, *Gans*), der weibliche Hund trägt aber eine eigene Benennung (*Hündin*, ebenso bei *Rind*, *Pferd*, *Schwein*).

Hier drängt sich der Vergleich mit den Naturwissenschaften auf. Diese sind (vielleicht noch stärker als die Geistes- und Kulturwissenschaften) bemüht, in der Natur „Ordnungen“ zu erkennen und diese auch mit eindeutigen Begriffen wiederzugeben (man vgl. etwa das Periodensystem der chemischen Elemente). Das Problem lässt sich in einem Punkt kristallisieren: dem der Vorhersagbarkeit. Wenn Sprache **statische Strukturen** aufweist, so müssen sprachliche Strukturen, die man noch nicht entdeckt hat, vorhersagbar sein. Immer wieder hat es in der Geschichte Versuche gegeben, sprachliche Veränderungen vorauszusagen, und gerade heute prognostizieren viele das Aussterben der Dialekte oder das Verdrängen der deutschen Sprache durch die scheinbar überhand nehmenden englischen Fremdwörter. Allerdings ist die menschliche Sprache so komplex, dass die exakte Vorhersage sprachlicher Strukturen niemandem möglich ist. Die Ursache liegt darin, dass sprachliche Strukturen nicht statisch, sondern **dynamisch** sind: Es gibt keine festen Werte (wie in der Physik das Atomgewicht u. a.), sondern jede Einheit wird durch die Gegenüberstellung von anderen Einheiten definiert. Die Tierbezeichnungen bieten dafür ein treffendes Beispiel. Man ist daher heute weitgehend der Meinung, dass die sprachlichen Strukturen nicht in der Natur vorgegeben sind wie das chemische Periodensystem.

Alle natürlichen Sprachen der Welt weisen offenbar Gemeinsamkeiten auf, die man **Sprachliche Universalien** oder **Sprachuniversalien** nennt. Allerdings hat man bis heute nicht allzu viel solcher Sprachuniversalien finden können. Eine davon scheint die Einheit „Wort“ zu sein: So dürfte es in allen natürlichen Sprachen so etwas wie Wörter und Wortarten geben. Die Schwierigkeit für die Bestimmung sprachlicher Universalien liegt darin, dass wir bis

heute nicht einmal wissen, wie viele Sprachen es gibt, und dass es kein Individuum und auch keine Forschergruppe gibt, die wirklich alle bisher bekannten Sprachen gut genug kennt.

- **Niemand kann genau angeben, wie viele Sprachen es auf der Welt gibt. Dies liegt allerdings weniger an der Unfähigkeit der Wissenschaftler als an vielfältigen Problemen, die sich bei dieser Thematik ergeben. So sind die Kriterien nicht eindeutig, nach denen Sprachen gezählt werden können: Wann kann man von Sprache sprechen, wann von Dialekt? Nach den neuesten Schätzungen gibt es heute etwa 6.700 lebende Sprachen. Wie viele Sprachen ausgestorben sind, kann man nicht auch nur annähernd angeben. Allein in Indien existieren heute an die 420 Sprachen, und in Südamerika und Afrika kann man weit über 1000 Einzelsprachen zählen. Die geringste Zahl an Sprachen (etwa 70) findet man in Europa. Es ist allerdings zu berücksichtigen, dass die nach ihrer Primärsprecherzahl größten Sprachen allein einen Anteil von über 90 % an der Weltbevölkerung haben.**

Die Frage nach dem Wesen sprachlicher Strukturen hängt untrennbar mit der Frage nach dem Wesen der menschlichen Sprache zusammen: Ist Sprache eine Kraft, ein Produkt, eine Übereinkunft, eine angeborene Fähigkeit?

Klar ist: Ohne den Menschen gäbe es keine menschliche Sprache. Das ist ein starkes Argument dafür, dass der Mensch der Schöpfer der Sprache ist. Allerdings ist die Sprache keine bewusste Schöpfung wie der Eiffelturm oder Mozarts Requiem, sie ist auch nicht die Schöpfung eines Einzelnen.

Wie kommt der Mensch zur Sprache?

Der **Spracherwerb** des Menschen ist die Grundvoraussetzung für die menschliche Sprachfähigkeit. Wenn man bedenkt, dass – wie in populären Darstellungen oft zu lesen ist – erst die Sprache den Menschen zum Menschen macht und erst mit Sprache alle geistigen und kulturellen Leistungen des Menschen errungen werden konnten, hat dieses Problem etwa den gleichen Stellenwert wie die Frage nach der Entstehung des Lebens oder des Universums.

Erläuterung

Wie viele Sprachen gibt es auf der Welt?

Das Wesen der Sprache

Bis zur Aufklärung wurde jeder Zweifel an der von der Kirche vorgegebenen Lehre, die Sprache sei dem Menschen als fertiges Produkt von Gott im Paradies geschenkt worden, als Ketzerei verurteilt. JOHANN GOTTFRIED HERDER (1744–1803) war einer der Ersten, der (in seiner berühmten „Abhandlung über den Ursprung der Sprache“, 1772) vehement auf der Ansicht bestand, dass der Mensch seine Sprache selbst geschaffen hat. Allerdings glaubte er unter dem Einfluss von JEAN-JACQUES ROUSSEAUS (1712–1778) Forderung „Zurück zur Natur“, der Mensch habe Kommunikationssysteme der Tiere, die er gehört hatte, umgeformt und zur menschlichen Sprache weiterentwickelt, also nicht von sich aus selbst geschaffen.

Abb 4

Wilhelm von Humboldt (1767–1835)



Für die Entwicklung der Linguistik von außerordentlicher Bedeutung wurde WILHELM VON HUMBOLDT, der in seinem umfangreichen und zu Lebzeiten größtenteils unveröffentlichten Werk so gut wie alle Aspekte rund um die menschliche Sprache aufgriff (auch wenn es oft nur kurze Aperçus sind), sodass er heute bei praktisch allen linguistischen Fragen zitiert werden kann. In der Vorrede zu seinem umfangreichen Werk über die „Kawisprache“ auf Java, das unter dem Titel „Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts“ von JOHANN K. E. BUSCHMANN posthum 1836–40 herausgegeben wurde, werden erstmals jene vier Sprachtypen postuliert, die

bis heute von Bedeutung bleiben sollten: **isolierende, flektierende, agglutinierende** und **inkorporierende** Sprachen. Eine seiner berühmtesten Aussagen in demselben Werk bezieht sich auf das Wesen der Sprache: HUMBOLDT sieht die menschliche Sprache nicht als fertiges Werk (griech. *ergon*), sondern als selbstschöpferische Kraft (griech. *energeia*). Damit verbunden wird der Begriff der „inneren Sprachform“, die sich mit dieser der Sprache innewohnenden schaffenden Kraft, in der grammatischen Struktur äußert. Durch diesen geistig-humanistischen Aspekt unterscheiden sich die Humboldtianer (die Linguisten in der Nachfolge HUMBOLDTS wie HEYMANN STEINTHAL, 1823–1899) von den Formalisten (zu denen auch die Strukturalisten zu zählen sind).

Tatsache ist, dass jeder Sprecher, der eine normale Entwicklung durchläuft, mindestens eine Sprache als Muttersprache erlernt. Die nächstliegende Überlegung der Linguistik wäre dann, Kinder bei

► Auch die Frage, warum und wie Sprache entstanden ist, kann nicht beantwortet werden. Mit den im 19. Jahrhundert ausgearbeiteten Methoden kommt man hinter einen Zeitpunkt von etwa 3000–4000 v. Chr. nicht zurück. In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts hat man allerlei Theorien aufgestellt, die der dänische Sprachwissenschaftler OTTO JESPERSEN (1860–1943) mit „populären“ Namen versehen hat. Danach sind folgende Ursprünge der menschlichen Sprache denkbar:

- Die „wau-wau“-Theorie: Sprache entstand durch die Nachahmung von Naturlauten als Signalgebung (von den Tieren abgeläuscht).
- Die „la-la“-Theorie: Bei geselligen Anlässen (etwa vor dem Lagerfeuer) wurden mittels Sprachlauten Gefühle u.ä. geäußert.
- Die „ho-ruck“-Theorie: Sprache entstand zum Zweck der Koordinierung gemeinsamer Arbeiten.
- Die „au-au“-Theorie: Sprache ist spontane und instinktive Mitteilung.
- Die „ding-dong“-Theorie: Sprache stellt die Reaktion auf Laute der Umgebung dar (z. B. Vogelstimmen, Waldesrauschen, Klopfen eines Astes im Wind).

Heute sind alle diese und ähnliche „Theorien“ obsolet, es gibt keine seriöse Antwort auf die Frage, warum und wie Sprache entstanden ist.

Erklärung

Der Ursprung der Sprache

ihrem Spracherwerb zu beobachten – unglücklicherweise kann sich niemand von uns an den eigenen Spracherwerb erinnern, und Versuche mit Hypnose o.ä. gelten als nicht wissenschaftlich. Die Gretchenfrage, die trotz aller wissenschaftlicher Erkenntnisse auf vielen Gebieten heute immer noch nicht endgültig beantwortet werden kann, lautet daher: Lernt das Kleinkind die Sprache durch Nachahmung dessen, was es von den Sprechenden seiner Umwelt hört, oder ist ihm die Sprachfindung angeboren? Die erste Position wird als **Interaktionismus** (älter **Behaviorismus**) bezeichnet, die zweite als **Nativismus**. Als besondere Spielart des Nativismus erscheint der **Kognitivismus** von JEAN PIAGET (1896–1980), der lehrt, dass jeder Mensch als Kind angeborene kognitive Fähigkeiten in der kindlichen Entwicklung kontinuierlich zu Strukturen ausbaut.

Seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gibt es systematische Aufzeichnung über den Spracherwerb von Kindern, die berühmteste stammt von CLARA STERN und WILHELM STERN: Die Kindersprache. Eine psychologische und sprachtheoretische Untersuchung. Leipzig 1928 (Nachdruck: Darmstadt Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1987). Bereits „Language“ von OTTO JESPERSEN (London 1922) ist ganz auf dem Spracherwerb des Kindes aufgebaut.

Im Allgemeinen gilt der Behaviorismus in seiner reinen Form heute als veraltet: Heute glaubt niemand mehr, dass Kinder ihre Muttersprache dadurch erlernen, dass sie Sätze, die ihnen vorgeprochen werden, einfach nachsprechen und dabei von ihren Erziehenden korrigiert werden. Das kann auch leicht bewiesen werden: Jedes Kleinkind kann auf Anhieb akzeptable Sätze bilden, die es noch nie zuvor gehört hat.

1.1.2 | Spracherwerbsphasen beim Kind

Sprachschall kann das Neugeborene schon ab der Geburt wahrnehmen und von anderen Klängen unterscheiden; ja man hat bewiesen, dass es Geschichten, die ihm während seiner Zeit im Mutterleib vorgelesen worden sind, wiedererkennt. Die Fähigkeit zur Sprachproduktion entsteht allerdings erst später: Beim Neugeborenen liegt der Kehlkopf höher im Rachen, sodass bei der Nahrungsaufnahme die – flüssige – Nahrung seitlich am Kehlkopf vorbei in die Speiseröhre fließt. Dadurch kann der Säugling im Gegensatz zum Kind und Erwachsenen gleichzeitig atmen und

Grausame Experimente mit Kindern

Ein Franziskanerbruder berichtet, dass der deutsche Kaiser Friedrich II. (1194–1250) zwei neugeborene Kinder nach ihrer Geburt ohne Kontakt mit Pflegern aufwachsen ließ, um herauszufinden, welche Sprache sie von selbst (d. h. ohne sie von anderen gehört oder gelernt zu haben) verwenden würden. Die Kinder verstarben allerdings (wahrscheinlich an Vereinsamung), ohne ein Wort geäußert zu haben. Dieselbe Geschichte wird vom Schottenkönig Jakob IV. (1488–1513) überliefert.

Sehr bekannt ist auch die von Herodot im 5. Jh. v. Chr. niedergeschriebene Erzählung, dass Pharao Psammetich (664–610 v. Chr.) zwei Neugeborene in einem Garten isolieren und ohne menschlichen Kontakt aufwachsen ließ. Er glaubte, dass sie, wenn sie keiner Beeinflussung ausgesetzt wären, von selbst die ursprüngliche Sprache der Menschen verwenden würden. Als die Kleinen schließlich zu sprechen begannen, sagten sie angeblich das Wort *bekos*, das als die phrygische Bezeichnung für ‚Brot‘ identifiziert wurde. JOHANN KNOBLOCH äußerte die Vermutung, dass die Kinder vielleicht (wenn man die Geschichte überhaupt für wahr halten will) die Silben *beck, beck* als Nachahmung von Ziegenlauten geäußert haben könnten, die die Zeitgenossen dann als *bekos* interpretierten – ein gutes Beispiel dafür, dass auch „Sprachforscher“ oft nur das sehen, was sie sehen wollen.

Unsicher ist heute, ob wir darauf vertrauen dürfen, ob diese Geschichten tatsächlich wie berichtet abgelaufen sind. Aber auch wenn wir ihnen keinerlei Erkenntniswert zugestehen – vielleicht außer der traurigen Einsicht, wie mit Kindern umgegangen wurde –, so lässt sich doch daraus die schon sehr früh ausgeprägte Suche nach sprachlichen Wahrheiten ablesen. Aus der tragischen Lebensgeschichte des Kaspar Hauser (vermutlich 1812–1833), der nach eigenen Angaben in einem verdunkelten Raum ohne menschlichen Kontakt aufwuchs, und anderen ähnlich gelagerten Fällen wissen wir, dass Isolierung sprachliche und kognitive Einschränkungen zur Folge hat. (Hauser starb mit 21 Jahren übrigens keines natürlichen Todes, sondern wurde ermordet.) Tatsache ist auch, dass immer wieder Menschen ohne den Kontakt zu anderen Menschen aufwachsen (in der Linguistik werden sie als **Wolfskinder** bezeichnet in Anlehnung an den Mythos von Romulus und Remus).

schlucken, die Schallproduktion ist aber deutlich eingeschränkt. Aus diesem Grund spricht man beim Säugling auch nicht von Phonemen oder Vokalen oder Konsonanten, sondern von vokal- und konsonantenähnlichen Lauten. Ab dem zweiten Monat bis zur Vollendung des ersten Lebensjahres „wandert“ der Kehlkopf an seine spätere Stelle, wodurch auch eine ziemlich rechtwinkelige Biegung des Ansatzrohres (Mund- und Rachenbereich) entsteht, in das auch noch die Nasenhöhle durch das bewegliche Zäpfchen (Ende des Gaumensegels) mit einbezogen wird. Auch die Zunge gewinnt an Beweglichkeit. Durch diese Entwicklung erhält der Mensch die Möglichkeit zur umfangreichen Sprachlautartikulation, büßt aber dafür an Sicherheit ein: Er kann nämlich nicht gleichzeitig atmen und schlucken und daher leichter ersticken.

Am Anfang jeder menschlichen Kommunikation steht in der Individualentwicklung der **Schrei** – man kann beim Neugeborenen etwa sieben Arten von Schreien differenzieren. Mit 6 bis 8 Wochen setzt die **Gurrphase** ein ([ʔ]-, [h]-artiger Konsonant, [g]- und [k]-artige Laute in schneller Wiederholung). Ab etwa 4 Monaten kann der Säugling bei der Produktion nasale Laute ([m]-Klosant) von oralen ([g]-, [k]-, [b]-ähnlichen Klosanten) unterscheiden. Zwischen vier und acht Monaten beginnt das Kind mit diesen Lauten zu spielen und fängt auch schon an, vorgesprochene Vokale wie [a] und [i] nachzunehmen. Ab vier Monaten kombiniert der Säugling Klosant-Vokant-Kombinationen wie *bababa* oder *gagagagaga*, und damit fängt die „silbische“ Phase an. Am Ende dieser **Lallphase** oder **Babbelphase** (mit etwa 10 Monaten) werden verschiedene Vokanten und Klosanten miteinander kombiniert wie *dadu* oder *mamumume*, auch als „buntes Babbeln“ bezeichnet. Zugleich wird der Übergang zwischen Lauten weiter trainiert. Es konnte gezeigt werden, dass das Kind im Alter zwischen 9 und 13 Monaten individuelle Lautproduktionen reduziert und sein Phonemsystem tendenziell der Phonemverteilung seiner Muttersprache annähert (zum Phonem siehe Kap. 2.1). In einer Phase von etwa vier bis fünf Monaten überschneiden sich also Babbelphase und der Erwerb der ersten Wörter und damit der Muttersprache. Der Erwerb von Wörtern und einfachen Sätzen verläuft etwa nach folgendem Schema:

1. Einwortäußerungen: zwischen 1 Jahr und 18 bis 20 Monaten
2. Zweiwortäußerungen: zwischen 18 Monaten und zwei bis zweieinviertel Jahren

3. Drei- und Mehrwortäußerungen: zwischen zwei und vier Jahren
4. Komplexe Strukturen: ab etwa vier Jahren bis etwa 12 Jahre

Es muss ausdrücklich betont werden, dass alle diese Altersangaben statistische Mittelwerte sind, von denen im Individualfall erheblich abgewichen werden kann und die daher kein Werturteil über den Entwicklungsstand oder die Intelligenz eines Kindes erlauben.

An dieser Stelle ist auf ein weiteres terminologisches Problem der Linguistik hinzuweisen: Normalerweise wird die erste, als Kind erworbene Sprache eines Menschen als seine **Muttersprache** bezeichnet. Der Begriff geht wahrscheinlich auf lat. *materna lingua* zurück und wird etwa durch MARTIN LUTHER (1483–1546) weit verbreitet. Allerdings wurde der Terminus besonders im angehenden 20. Jahrhundert als zu romantisierend empfunden, wobei sich jedoch keiner der Ersatzvorschläge wie **Erstsprache**, **Primärsprache**, **natürliche Sprache**, **Grundsprache**, **Herkunftssprache** durchsetzen konnte: Am ehesten findet man noch Erstsprache oder Primärsprache. Erwirbt ein Kind zugleich mehrere Sprachen, ist es umstritten, ob man von zwei (oder mehr) Muttersprachen oder Erstsprachen sprechen kann. Alle diese Termini sind selten neutral, sondern lassen in gewissen Kontexten jeweils andere Nebenbedeutungen mitschwingen.

Ebenso ist es nicht eindeutig, zwischen **Zweitsprache** und **Fremdsprache** zu unterscheiden. Fremdsprache steht oft, aber eben nicht immer, für die „erste Fremdsprache“, also jene Sprache, die man nach der Muttersprache erlernt. Dementsprechend wäre die nächste Fremdsprache dann die Zweitsprache, und es müsste auch Dritt- und Viertsprachen usw. geben. Vielen Linguisten scheint eine solch rigorose Trennung aber an der Realität des Spracherwerbs vorbeizugehen. Auch die Unterscheidung, dass eine Fremdsprache „künstlich und gesteuert“ (d. h. durch schulischen Unterricht) und eine Zweitsprache „natürlich und ungesteuert“ (etwa durch den Aufenthalt in einem anderssprachigen Land) erworben wird, scheitert an der Unfähigkeit, „gesteuerten“ und „ungesteuerten“ Erwerb genau trennen zu können. So werden Fremdsprache und Zweitsprache oft als Synonyme verwendet.

Nicht zuletzt sind auch die Begriffe **Erwerben** und **Erlernen** alles andere als eindeutig. Lernen wird oft als bewusstes (und damit auch gesteuertes) Erfassen gesehen, während der Erwerb unbewusst und ungesteuert vor sich geht. Also: In der Schule

„erlernt“ man eine Fremdsprache, durch einen Auslandsaufenthalt „erwirbt“ man sie. Aber selbstverständlich sind auch hier keine festen Grenzen auszumachen.

1.1.3 Kognitive Linguistik

Stand der Zusammenhang der menschlichen Grundfähigkeiten wie Sprache und Denken schon von Anfang an auf dem Programm der Philosophen und Linguisten, wird seit den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts (der so genannten „**Kognitiven Wende**“) in der Kognitiven Linguistik durch vermehrte Zusammenarbeit mit anderen Disziplinen wie Psychologie und Medizin an der Klärung der Frage gearbeitet, wie man mentale Sprachprozesse und -strukturen beschreiben und erklären kann. Die **Kognitive Linguistik** ist allerdings kein einheitliches Forschungsgebiet. Man versucht, Antworten auf Fragen zu finden wie:

- Welche kognitiven Mechanismen bilden die Sprachfähigkeit?
- Wie ist der Spracherwerb gesteuert?
- Welche kognitiven Prozesse steuern die Sprachverwendung?
- Welche Beziehungen bestehen zwischen der Sprachverwendung und anderen kognitiven Fähigkeiten (etwa dem Gedächtnis)?
- Kann man Zentren der Sprachtätigkeit im Gehirn und in den Nervenbahnen ausmachen und falls dies der Fall ist, welche Aufgaben übernehmen sie?

Mit solchen und weiteren Fragestellungen überschreitet man die Grenzen zur **Psycholinguistik**, die keine prinzipiellen Unterschiede zwischen dem Sprachverhalten und anderen intelligenten oder kognitiven Fähigkeiten des Menschen kennt. Auch die **Sprachstörungenforschung**, die als Oberbegriff für die Erforschung aller Beeinträchtigungen des Gebrauchs und Verstehens von Sprache steht, gehört zu diesem Teilbereich. Heute werden alle diese Forschungstätigkeiten unter dem Begriff der **Klinischen Linguistik** zusammengefasst. Als die am besten erforschte Sprachstörung kann wohl die **Aphasie** gelten.

Die Aphasieologie hat in ihrer mehr als hundertjährigen Forschungsgeschichte bewiesen, dass bestimmte Gehirnregionen für spezielle sprachliche Leistungen verantwortlich sind. Wenn diese Regionen ausfallen (durch Unfall oder sonstige Verletzungen),

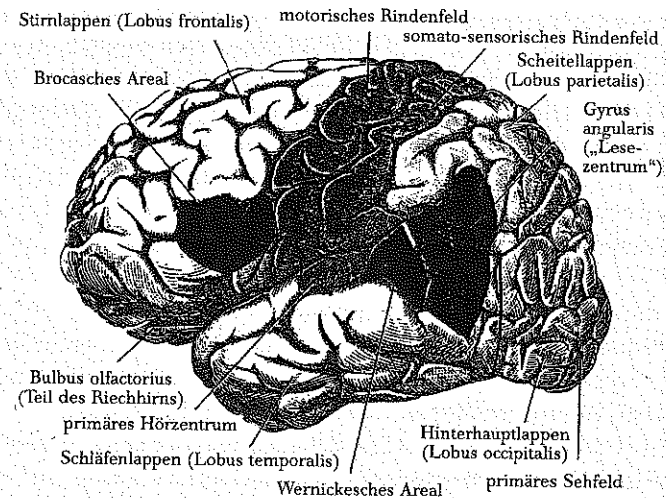


Abb 5

Die Gehirnregionen

dann setzen die entsprechenden grammatischen Fähigkeiten aus. Dies gilt insbesondere für drei wichtige Sprachareale im menschlichen Gehirn:

1. Das **Broca-Areal** (vom französischen Chirurgen PAUL BROCA, 1824–1880, entdeckt), die Region der Großhirnrinde im unteren Abschnitt der dritten Stirnwindung in der meist linken Hirnhemisphäre, ist für die durch die Grammatik vorgegebenen Abhängigkeiten wie Wortstellung, Kasus- und andere Kongruenzen von Bedeutung. Seine Verletzung führt zur Aphasie (auch **motorische Aphasie** oder **Broca-Aphasie**). Das Sprachverständnis sowie die Artikulationsmöglichkeit sind unbeeinträchtigt, dafür kann der Patient keine formal zusammenhängenden Äußerungen hervorbringen („**Telegrammstil**“).
2. Beschädigungen des **Wernicke-Areals** (nach dem deutschen Psychiater CARL WERNICKE, 1848–1905) in der ersten und zweiten Windung des Schläfenlappens führen zu Beeinträchtigung oder Ausfall des Sprachverständnisses. Die eigene Sprachproduktion bleibt erhalten, der Patient verwechselt jedoch Buchstaben, Silben oder Worte oder kann Wörtern keine Bedeutung zuordnen. Diese Erkrankung wird auch **sensorische Aphasie** genannt.
3. Störungen im Bereich des **Gyrus angularis** führen zu Wortfindungs- und Lesestörungen. Man erkennt, dass der Wortspeicher sowie die Schrift-Laut-Zuordnungen betroffen sind.

Darüber hinaus hat man festgestellt, dass die Grammatikverarbeitung lateralisiert ist: Bei etwa 97 % der Menschen ist die linke Gehirnhälfte die sprachdominante Hemisphäre, und zwar sowohl für die Lautsprache als auch für die Gebärdensprache. Das bedeutet aber nicht, dass die andere Gehirnhälfte überhaupt nicht am Sprachprozess beteiligt ist; der Anteil der beiden Hälften ist eher als variabler Übergang zu sehen. Allerdings befinden sich die drei genannten wichtigen Sprachfelder meist in der linken Hemisphäre.

Für die wissenschaftliche Beschreibung der realen Welt, die wir letztlich auch mit der Untersuchung von Sprache erreichen wollen, sind theoretisch zwei grundlegend verschiedene Vorgangsweisen denkbar. Wir wollen dies an einem Beispiel demonstrieren.

Unser Ziel sei die wissenschaftliche Klärung der Frage, wie viele Beine ein Hund hat. Dies können wir auf zweierlei Weise feststellen:

1. Wir untersuchen *alle* Hunde auf dieser Welt. (Dafür muss zunächst einmal festgelegt werden, was wir unter einem *Hund* verstehen wollen.) Wenn wir die Untersuchung beendet haben, können wir sicher sein, dass unsere Aussage der Realität entsprechen und damit wahr in wissenschaftlichem Sinn sein wird. Es ist aber auch einsichtig, dass ein solches Unterfangen aus zeitlichen, räumlichen, personellen, finanziellen und weiteren Gründen nicht realisierbar ist. Außerdem sagt unsere Feststellung zum Zeitpunkt ihrer Äußerung nichts über die Beinanzahl jener Hunde aus, die erst später geboren werden – wir konnten sie ja nicht untersuchen. Das bedeutet, dass unsere Aussage schon sehr bald veraltet sein wird. Ein solches Vorgehen, das von der Beobachtung möglichst vieler Einzelfälle auf allgemeine Merkmale schließt (vom Besonderen zum Allgemeinen), nennt man **induktiv**.
2. Eine zweite Möglichkeit wäre, aus der Zahl sämtlicher Hunde der Welt eine repräsentative Auswahl zu treffen und nur diese zu untersuchen. Die Auswahl wäre quantitativ (z.B. durch die Beschränkung auf 1000 Hunde) und räumlich (z.B. durch die Wahl von je 200 Hunden von jedem Kontinent) begrenzt, wodurch die Realisierbarkeit des Projekts entscheidend erhöht würde. Allerdings müssten wir ein gewisses Maß an theoretischen Vorarbeiten leisten. Wir müssten uns nicht nur genau darauf festlegen, was wir unter *Hund* verstehen, sondern auch, welche Hunde ausgewählt werden und warum. Wir müssen also

schon eine gewisse Vorstellung vom Untersuchungsbereich haben. Darüber hinaus könnten wir, da wir nicht alle Hunde dieser Welt untersucht haben, auch nicht sicher sein, ob unsere Aussage auch wirklich für alle Hunde gilt. Wir gehen noch immer induktiv vor, denn wir schließen von einer endlichen Anzahl von Exemplaren auf allgemeine Aussagen (ob dies nun 1000 Hunde sind oder alle, bleibt gleichgültig). Unsere Vorgehensweise wird erst **deduktiv**, wenn wir mittels Ausschluss von **All-Sätzen** die Falsifikation möglich machen. Wenn wir die Aussage „Es gibt keinen Hund, der nicht vier Beine hat“ treffen, ist dies eine allgemeine Feststellung, die solange richtig ist, bis der erste Hund mit einer anderen Beinanzahl gefunden wird. Wir haben somit eine **wissenschaftliche Hypothese** durch deduktive Vorgehensweise (Herleitungen von allgemeinen Merkmalen auf Grund logischer Überlegungen, vom Allgemeinen zum Besonderen) gebildet. Die Grundhypothese kann und muss im Fall ihrer **Falsifikation** modifiziert werden. Wenn wir bei unserem Beispiel bleiben, so gilt unsere Hypothese über die Beinanzahl von Hunden nicht für jene Tiere, die durch Unfall, Missgeburt oder Genmanipulation eine andere Anzahl von Beinen haben. Sobald das Exemplar mit einer anderen Beinanzahl als vier gefunden wird, modifizieren wir unsere Hypothese zu der Aussage „Es gibt keinen gesunden Hund, der nicht vier Beine hat.“ Selbstverständlich ist auch diese Aussage wieder falsifizierbar.

Unsere Beobachtung hat zur Bildung einer Hypothese geführt. Diese Hypothese dient aber von nun an zur Erklärung und Beschreibung der Welt, denn wir gehen davon aus, dass alle gesunden, natürlich geborenen Hunde, überall auf dieser Welt, in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, vier Beine haben. Auf der Grundlage von Hypothesen wird ein **Modell** aufgestellt, eine Annäherung an die Wirklichkeit, in der nur gewisse Aspekte (die im jeweiligen Zusammenhang interessant sind) berücksichtigt werden. Das bedeutet: Je genauer ein Modell die Wirklichkeit beschreiben will, desto komplexer muss es sein – oder umgekehrt, je einfacher ein Modell ist, desto ungenauer beschreibt es die Wirklichkeit: Ein dreidimensionales Modell eines Hauses gibt ein genaueres Bild, ist aber komplexer als ein zweidimensionaler Aufriss.

Die historisch-vergleichende Sprachforschung

Die Grundlagen für den Aufbau einer methodischen Linguistik wurden zu Beginn des 19. Jahrhunderts in Deutschland geschaffen. Sprachwissenschaft wurde während des gesamten 19. Jahrhunderts ausschließlich als Sprachgeschichte betrieben. Mit der Gegenwartsprache beschäftigte man sich nur im Gymnasium, dessen Grundlagen von WILHELM VON HUMBOLDT 1809–1810 gelegt worden waren, gleichsam zur Heranbildung der (allerdings nur männlichen) Jugend. Wenn diese dann für „reif“ für die Universität (ebenfalls HUMBOLDT'scher Prägung) erklärt wurde, eröffnete sich ihr die „wahre“ Sprachwissenschaft, nämlich die historische.

Nach der „Gründergeneration“ von BOPP, RASK und GRIMM bauten Forscher das Wissen um die Sprache rasant aus. Zu ihnen gehörten u. a. AUGUST FRIEDRICH POTT (1802–1887, „Etymologische Forschungen auf dem Gebiete der Indo-Germanischen Sprachen“, 1. Band, 2 Teile, 1833–1836), RUDOLF VON RAUMER (1815–1876, „Aspiration und Lautverschiebung“, 1837), AUGUST SCHLEICHER (1821–1868, „Compendium der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen“, 1861–1862) und HEYMANN STEINHAL (1823–1899, „Die Classification der Sprachen dargestellt als die Entwicklung der Sprachidee“, 1850). Vornehmliches Ziel der Linguisten war es, durch den Vergleich historischer Sprachstufen (daher die heutige Bezeichnung „historisch-vergleichende Sprachwissenschaft“) die gemeinsame Ursprungssprache, das **Indogermanische** oder **Indo-europäische**, zu rekonstruieren. Als Sprecher dieser nicht belegten Ursprache stellte man sich ein reales Urvolk, die **Indogermanen**, vor. (Die heutige Ansicht dazu weicht entschieden von den Vorstellungen des 19. Jahrhunderts ab.) Der Erkenntnisgewinn der historisch-vergleichenden Linguistik ist zu den großen Gelehrtenleistungen des 19. Jahrhunderts zu rechnen.

Als „Wunderkind der Germanistik“ galt WILHELM SCHERER („Zur Geschichte der deutschen Sprache“, 1868), der in sehr jungen Jahren als einer der Letzten noch Bedeutendes auf dem gesamten Gebiet der Germanistik leistete, bevor sich diese in einen literatur- und einen sprachwissenschaftlichen Zweig aufspaltete. SCHERER weist, wie schon VON RAUMER, vehement darauf hin, dass die Sprachgeschichte nicht aus geschriebenen Quellen rekonstruiert werden kann (da die Schrift nur ein sekundäres Zeichensystem ist), son-

dern unter den Voraussetzungen der Produktionsmöglichkeiten gesprochener Sprache betrachtet werden muss (so ist es kein Zufall, dass in der **Ersten Lautverschiebung** ein idg. [p] zu einem german. [f] wird und nicht zu einem [r]). Damit wurde WILHELM SCHERER zum großen Vorbild und Wegbereiter für die Junggrammatiker, obwohl er selbst nicht dieser Richtung zuzurechnen ist.



Wilhelm Scherer
(1841–1886)

Abb 6